

Achtes Kapitel

Zeitgenosse Nietzsche

Um die Frage zu beantworten, warum ich für diesen dritten Teil der biografischen Annäherung als Überschrift die nietzscheanische Losung *Fröhliche Wissenschaft* gewählt habe, muss ich etwas ausholen. Die Kombination Nietzsche & Rizal mag nicht jedem gefallen. Ob sie einleuchtet, ist eine ganz andere Frage, deren improvisierte Beantwortung vielleicht sogar verdunkelt, was meiner subjektiven Voreingenommenheit entspringt.

Als Friedrich Nietzsche die ersten Bücher von *La gaya scienza* veröffentlichte, war Rizal 21 Jahre alt und auf dem Weg nach Europa. Als der Philosoph 1887 mit den „Liedern des Prinzen Vogelfrei“ seine *Fröhliche Wissenschaft* vollendete, hatte Rizal das Diplom als Augenarzt in der Tasche, war von Heidelberg nach Berlin unterwegs und zugleich auf der Suche nach Selbstvergewisserung. Bei dieser Suche stand ihm nicht nur sein Talent als Schriftsteller zur Seite, das ihm die Vollendung seines ersten Romans während der Reise erlaubte. Vielmehr folgte er auch couragiert den ihm von Blumentritt empfohlenen Fährten, die ihn in die gelehrtesten Zirkel der damaligen Kulturwissenschaften führen sollten. In Berlin sprach er, der selber vom Gedichteschreiben nicht lassen wollte, vor einem solchen Zirkel über die Verskunst der Tagalen. Ein geschickter Versuch, zwischen Wissenschaft und Poesie Brücken zu bauen und zugleich damit für jene doppelte, akademisch und literarisch gültige Anerkennung zu werben, die dem Kritiker geistiger Unterdrückung in der Heimat versagt blieb.

Nietzsche hat die provenzalische Formel „gaya scienza“ einer Haltung gewidmet, die einst – zu Zeiten der altehrwürdigen Troubadours – in der Dreieinigkeits *Sänger-Ritter-Freigeist* Ausdruck gefunden haben soll. In diese altertümelnde Nobilitierung Rizal einzuschließen, erscheint mir naheliegend. Denn in der Kunst der liedhaften Poesie war er allemal bewandert, auch reklamierte er mit Fug und Recht geistige Unabhängigkeit und stand zudem allzeit bereit, sich in scharfe Wortgefechte mit seinen Widersachern einzulassen. Nietzsches Aristokratismus – seine Abneigung gegen demokratische und egalitäre Tendenzen – auf Rizal zu übertragen, erscheint mir zu grob, wenn auch nicht ganz fehl am Platz, da der junge Philippiner durchaus das Elitebewusstsein seiner *ilustrado*-Genossen teilte. Vorsicht gilt beim

Vergleich mit Nietzsches Polemik gegen Fortschritt und die pluralistisch sich entfaltende Moderne.

Wenn ich Rizal trotz diesen Unterschieden mit nietzscheanischen Kopfgeburten umgebe, so gilt das nicht einer widersinnigen Gleichmacherei, sondern ist der Gleichzeitigkeit beider geschuldet und – wie ich zugebe – einigen mich fesselnden Ähnlichkeiten. Nietzsches Motto „Lieber aus ganzem Holz eine Feindschaft / Als eine geleimte Freundschaft!“ war Rizal nicht fremd. Polemik, Spott und satirische Übertreibung gehören zum Waffenarsenal der fröhlichen Wissenschaft, und Rizal wusste sich – ähnlich wie Nietzsche – geschickt dieses Arsenal zu bedienen, mal allein, mal in Gesellschaft befreundeter Kombattanten. Mit Blumentritt war er sich einig, sobald Kolonialistenignoranz mit Rassistenarroganz sich paart, sind die schärfsten Gegen- und Spottreden ins Feld zu führen. Denn hinter dem kulturellen Überlegenheitsgehabe steckte nichts anderes, als die despotische Absicht, geistige Freiheit unter Zensur zu beugen oder zu kriminalisieren. In Sachen Religionskritik wäre er sich mit Nietzsche vielleicht sogar einig geworden, von beider Wissenschaftskritik wiederum lässt sich das nicht ohne weiteres behaupten.

War Rizal nicht Arzt *und* Philologe? Hat er nicht neben der Wiederherstellung des scharfen, die Schleier zerreißenen Blicks auch an der Wiederherstellung seiner Muttersprache, des Tagalog, gearbeitet und sich mit Blumentritt eifrig über Wörterbücher und Bedeutungsfragen ausgetauscht? „In der That,“ notierte Nietzsche im Jahre 1888, als Rizal im British Museum an seinem ‚Morga‘-Kommentar arbeitete, „man ist nicht Philolog und Arzt, ohne nicht zugleich auch Antichrist zu sein. Als Philolog schaut man nämlich hinter die ‚heiligen Bücher‘, als Arzt hinter die physiologische Verkommenheit des typischen Christen.“¹ Ob Rizal diese radikale Bemerkung gefallen hätte, darüber will ich an dieser Stelle nicht spekulieren. Wie er es mit den heiligen Büchern, den fanatischen Katholiken und dem Teufel hielt, dazu wird sich Material in den anschließenden Kapiteln finden. Sein klinischer Scharfsinn hat sich zweifellos mehrfach bewährt, sei es in der Beschreibung sozialer Krebsgeschwüre, sei es im Diagnostizieren rassistischer Stereotypen, sei es im Spott über religiöse Bigotterie.

Die Kulturwissenschaften des positivistisch-kolonialistischen Zeitalters – vor allem Ethnologie, Anthropologie, Historiografie und Geografie – wollten die Welt nach ihren Begriffen ordnen und hatten wenig Sinn für das, was sich ihrer rationalisierenden Ordnungswut an den Rändern und in den Zwischenräumen widersetzte. Rizal war nicht wissenschaftsgläubig in der

1 F. Nietzsche II, 1212

Art jener empiristisch-naturwissenschaftlich verfahrenen Anthropologen, die der Species Mensch mit kranio-metrischen Vermessungs- und Klassifikationskünsten zu Leibe rückten. Wissenschaft ist nicht gleich „Fortschritt“, bemerkte er in einem Brief an Blumentritt vom 2. Februar 1890, allenfalls dessen „Werkzeug“. Eine kluge Unterscheidung, mit der er ins Licht rückt, dass Fortschritt – so seine Worte im zitierten Brief – vor allem „liberaler Principien“ bedarf, zu denen „Presse- und Religionsfreiheit“, nicht zuletzt aber „Gedankenfreiheit“ gehören.² Es ist demnach das praktische Engagement, nicht allein die theoretisch noble Wirklichkeitsdistanz des Wissenschaftlers, das dem Leben im Namen jenes Fortschritts dient, der aus der kolonialistischen Unmündigkeit in die selbstbestimmte Freiheit aufbrechen will.

Das erinnert an die Kritik jener lebensabgewandten Vorstellungen, die Nietzsche den Krankheitssymptomen des geschichtswissenschaftlichen Historismus seiner Zeit zurechnete. Seine zweite, 1874 veröffentlichte „Unzeitgemäße Betrachtung“ hat er den Fragen nach *Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben* gewidmet. Ihm ging es nicht um die Irrungen und Wirrungen der Kolonialgeschichte, seine Attacke galt vielmehr den Hemmnissen kultureller Kreativität in der europäischen Moderne. Die Ursachen dieser Hemmnisse meinte er in jenem blinden Glauben an die Macht der Geschichte über die lebendige Dynamik kulturellen Wandels zu erkennen, der allem Schöpferischen einen abgründigen Wertrelativismus aufzwingt. Zeitgenössische Geschichtstheorie und die von ihr gegängelte historische Bildung seien die Hauptschuldigen, ihre Erkenntnisideale nichts anderes als ein Regelwerk staubtrockener Buchhaltung. Über das Ideal „reiner Objektivität“ schrieb er:

[Es scheint], als wäre es die Aufgabe, die Geschichte zu bewachen, dass nichts aus ihr heraus komme als eben Geschichten, aber ja kein Geschehen! – zu verhüten, dass durch sie die Persönlichkeiten ‚frei‘ werden, soll heißen wahrhaftig gegen sich, wahrhaftig gegen Andere, und zwar in Wort und Tat.³

Rizal hätte das unterschreiben können. Was nicht heißen soll, dass ich ihn zum Adepten oder zum geheimen Imitator der nietzscheanischen Historis-

2 Rizal schreibt in diesem Brief über die Behauptung der Jesuiten, sie marschierten an der Spitze des Fortschritts (er schreibt „Vorschritt“): „Es konnte nicht sein da die Jesuiten die Principien, die liberalen Principien des Vorschrilles nicht annehmen dürfen etc. etc. z.B. die Freiheit der Presse, die Freiheit der Gedanke[n], die Freiheit der Religion. P. Faura [der Jesuit] bemerkte dass seine Order hat viele gelehrte Männer in der Wissenschaft; ich stimme [zu], aber bemerkte auch die Wissenschaft ist nicht der Vorschritt selbst, sondern ein [Werk]Zeug des Vorschrilles; die Principien bilden es nur.“

3 F. Nietzsche I, 239

muskritik machen möchte. Dennoch, was der Europäer in seinen bissigen, bisweilen fröhlich auftrumpfenden geschichtskritischen Schriften zu sagen hatte, steht nicht fremd dem gegenüber, womit der Asiate den Unterwerfungsdiskursen der europäischen Kolonialgewalten zu widerstehen suchte. Wenn es so etwas wie ein „engagiertes historisches Bewusstsein“ geben sollte, wäre Rizal durchaus ein Kandidat. Denn wiederholt behauptete er, ohne Kenntnis der eigenen Vergangenheit sei es unmöglich, die Gegenwart zu verstehen und vernünftig über die Zukunft zu reden. Das lässt sich als pragmatische Rechtfertigung für eine Geschichtsforschung lesen, die sich – was dem Historismus vorgeworfen wurde – mit der Darstellung dessen, „wie es eigentlich gewesen“ ist (L. v. Ranke), nicht zufrieden gibt.⁴

Ich wage hier die These: Es war Nietzsche, der unwissentlich die Regel für ein narratives Verfahren formulierte, das überall dort zur Anwendung kommt, wo lang währender Kolonialismus gewaltsam verdrängt hat, was man eine autochthone Überlieferung nennen kann, um an die Stelle des Verdrängten die Erzählungen der Eroberer zu setzen. Das Verfahren, das ich *Historiopoetik* nennen möchte, umschreibt Nietzsche mit den Worten: „sich gleichsam *a posteriori* eine Vergangenheit zu geben, aus der man stammen möchte, im Gegensatz zu der, aus der man stammt.“⁵ Mag sein, dass sich das nicht auf alle Kolonien anwenden lässt, zumal diese sich – je nach Lage und Entwicklungsniveau – stark voneinander unterschieden. Doch überall dort, wo Jahrhunderte lang die Kolonialherren mit den Mitteln ihres Akkulturationsregimes – *vulgo* Missionierung – das geistige Potenzial der Unterworfenen in eine bestimmte Richtung zu gängeln suchten, kam es durchaus zur Anwendung.

4 D. Harth 1998, 259f.

5 F. Nietzsche I, 230